

Studie: Vorab-Besuche nehmen Behinderten Angst vor Klinikaufenthalt

Bielefeld (epd). Krankenhausaufenthalte von Menschen mit Behinderungen verlaufen einer Studie zufolge erfolgreicher, wenn die Patienten daheim von Pflegekräften darauf vorbereitet werden. Erste Ergebnisse der 2016 gestarteten Untersuchung „Klinik inklusiv“ zeigten, dass die Betroffenen dadurch Vertrauen aufbauen und sich eher auf eine Behandlung einlassen, wie die Fachhochschule der Diakonie am Donnerstag in Bielefeld mitteilte. Gleichzeitig würde das Klinikpersonal vorab über individuelle Probleme und besondere Gewohnheiten des Patienten informiert.

An dem bundesweit einmaligem Projekt sind das Evangelische Klinikum und das Krankenhaus Mara am Standort Bielefeld-Bethel beteiligt. Die klinische Pflegeexpertinnen von der Fachhochschule Diakonie haben in den vergangenen zwei Jahren überwiegend Patienten des Krankenhauses Mara, wo die Betheler Zentren für Epilepsie und Behindertenmedizin angesiedelt sind, begleitet. Sie besuchten die Menschen vorab in ihrem vertrauten Umfeld in Betheler Wohneinrichtungen. Dabei ermittelten sie ihre Gewohnheiten, ihre besonderen Ängste, ihren Bedarf an Hilfsmitteln und ihre Möglichkeiten sich mitzuteilen.

„Mit den Besuchen nehmen wir den Patienten nachweislich bereits vor ihrem Aufenthalt viele Ängste“, betonte Projektleiterin Doris Tacke von der FH Diakonie. Dadurch werde ihre Versorgung erleichtert und verbessert.

In der zweiten Projektphase von „Klinik inklusiv“ sollen nun vor allem Patienten vor ihrer Behandlung in der Klinik für Neurochirurgie des Evangelischen Krankenhauses Bethel besucht werden, wie es hieß. Die gesammelten Daten werden von der FH der Diakonie bis März 2019 ausgewertet. Das Forschungsprojekt wird von der Stiftung Wohlfahrtspflege NRW gefördert.

Geheilt - aber der Krebs verändert alles

Von Verena Mörath (epd)

Immer mehr Menschen überleben ihre Krebserkrankung. Viele von ihnen leiden jedoch unter körperlichen und seelischen Spätfolgen. Die sind oft so schwer, dass der Wiedereinstieg in den Job nicht immer gelingt.

Berlin (epd). Fast zehn Jahre dauerte die Chemotherapie. So lange hat Mike Wolff (Name von der Redaktion geändert) dem Krebs die Stirn geboten und schließlich seine Leukämie besiegt. Mit 32 Jahren bekam der heute 50-jährige Berliner seine Diagnose. Er gehört zu den rund 175.000 Menschen, die laut Statistik des Zentrums für Krebsregisterdaten in Deutschland jährlich zwischen dem 16. und 65.

Soziales

Lebensjahr an Krebs erkranken. Dank des medizinischen Fortschritts ist das nicht mehr gleichbedeutend mit einem Todesurteil.

Die Heilungschancen in der Altersgruppe der 15- bis 40-Jährigen sind recht hoch, 80 Prozent von ihnen überleben den Krebs. Das Zentrum für Krebsregisterdaten geht derzeit von zwei bis 2,5 Millionen Menschen in Deutschland aus, die fünf und mehr Jahre nach ihrer Krebserkrankung noch am Leben sind.

Etwa ein Drittel der Krebsüberlebenden leidet nach Angaben der Deutschen Krebsgesellschaft an den Spätfolgen von Tumoren, Operationen, Bestrahlungen und Chemotherapie. Die Liste von gesundheitlichen und seelischen Problemen ist lang: chronische Erschöpfung, Nervenschäden, Lymphödeme, geschwächtes Immunsystem, Depressionen und kognitive Störungen - eine Rückkehr in den Job ist nicht selten unmöglich.

„Je länger die Therapien dauern, desto größer sind häufig die Einschränkungen“, sagt Rainer Göbel, der sich ehrenamtlich im Berliner Selbsthilfeverein „Leben nach Krebs!“ engagiert. Wegen dieser Spätfolgen könne ein Drittel der Krebsüberlebenden nicht wieder in die Arbeitswelt zurückzukehren. Der Verein „Leben nach Krebs!“ unterstützt gemeinsam mit der Beratungseinrichtung „KOBRA – Beruf Bildung Arbeit“ Krebsüberlebende beim Versuch, wieder in die Erwerbsarbeit zurückzufinden.

„Es hat sich gezeigt, dass die Teilnehmenden den Austausch untereinander schätzen und gestärkt hier herausgehen“, sagt Helga Lind, Beraterin und Dozentin von KOBRA. Wichtig sei es für sie, die eigene Belastbarkeit einschätzen zu lernen, eine berufliche Neuorientierung und Bewerbungsstrategien zu entwickeln. Viel diskutiert werde die Frage, wie offen man mit Arbeitgebern über seine gesundheitlichen Handicaps sprechen soll.

Das ist für Sabrina Leh nicht das Thema, denn sie stand noch gar nicht im Berufsleben, als sie mit 22 Jahren einen bösartigen Hirntumor bekam. Zwar konnte dieser operativ entfernt werden, aber dabei wurde Lehs motorisches Zentrum verletzt. Die Studentin, mit 15 Jahren Berliner Stadtmeisterin im Mehrkampf, war plötzlich halbseitig gelähmt. Auch beschädigte die Bestrahlung ihre Hirnanhangsdrüse, nun muss Leh lebenslang Hormone nehmen. Außerdem leidet sie an Migräne und hat deshalb oft sehr starke Kopfschmerzen. Dennoch schloss die junge Frau ihr Studium ab.

Die heute 36-jährige Akademikerin konnte aufgrund ihrer schweren Behinderungen noch nie einer festen Arbeit nachgehen. Sie lebt seit 14 Jahren von einer vollen Erwerbsminderungsrente. „Ich würde sehr gerne arbeiten“, sagt sie, „aber ich bräuchte einen Job mit flexiblen Arbeitszeiten, der es mir erlaubt, auch an schlechten Tagen zu Hause zu arbeiten oder Ausfallzeiten an guten Tagen nachzuholen“ - eben individuell auf ihre Einschränkungen angepasst.

„Es gibt durchaus berufliche Wiedereinstiegsmodelle, aber sie werden leider nur teilweise der reduzierten Leistungsfähigkeit von Krebsüberlebenden gerecht“, sagt Göbel vom Verein „Leben nach dem Krebs!“. Das Instrument des Betrieblichen Eingliederungsmanagement, kurz BEM, sei vielen Arbeitgebern nicht bekannt oder bleibe ungenutzt.

Es soll Beschäftigten nach langer Krankheit ermöglichen, an den Arbeitsplatz zurückzukehren, der dann mit Rücksicht auf ihre gesundheitlichen Beeinträchtigungen individuell gestaltet wird. Arbeitgeber sind seit 2004 gesetzlich verpflichtet, bei Bedarf ein Betriebliches Eingliederungsmanagement umzusetzen, „aber nicht alle halten sich daran“, kritisiert Göbel.

Studie: Bundesbürger sehen ältere Gesellschaft skeptisch

Experten fordern flexiblere Regelungen für den Ruhestand

Immer mehr Deutsche sind verunsichert angesichts einer älter werdenden Gesellschaft. Sorgen machen einer aktuellen Studie zufolge besonders Altersarmut, längere Lebensarbeitszeiten und steigende Rentenbeiträge.

Gütersloh (epd). Die Mehrheit der Bundesbürger sieht in einer älter werdenden Gesellschaft eher Risiken als Chancen. Auslöser für die zunehmende Skepsis seien vor allem Sorgen um den Wohlstand und die Lebensqualität zum Lebensabend, erklärte die Bertelsmann Stiftung am Donnerstag in Gütersloh bei der Vorstellung einer neuen Studie. Zugleich nimmt demnach die Bereitschaft zu, länger als gesetzlich nötig zu arbeiten. Bei geringeren Einkommen würden die Beschäftigten das jedoch eher als finanzielle Notwendigkeit denn als sinnstiftende Chance sehen.

Mehr als jeder zweite Befragte (65 Prozent) sah im vergangenen Jahr im demografischen Wandel ein Risiko. Im Jahr 2014 waren es noch 55 Prozent gewesen. Besorgt seien die meisten vor allem über Altersarmut (83 Prozent), einen späteren Renteneintritt (80 Prozent) und steigende Rentenbeiträge (77 Prozent), heißt es in der Studie. Weniger als jeder Zehnte (acht Prozent) sieht im demografischen Wandel Chancen für Deutschland.

Die Umfrage zeige deutlich, dass die Bürger den demografischen Wandel als einschneidenden Trend wahrnehmen, von dem sie starke Folgen für die Zukunft Deutschlands erwarteten, erklärte der Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, Aart De Geus. Die Folgen würden jedoch von den meisten negativ eingeschätzt.

Der Studie zufolge stellen sich auch immer mehr Menschen auf Arbeit über das gesetzliche Rentenalter hinaus ein. Lediglich jeder vierte (25 Prozent) Erwerbstätige gab an, früher als gesetzlich vorgesehen in den Ruhestand gehen zu wollen. Im Jahr 2002 waren es mit 52 Prozent mehr als doppelt so viele. Aktuell wollten zwölf

Soziales